



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wülcker, B.: Von alten Büchern : ein Kritiker aus dem achtzehnten  
Jahrhundert

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Don alten Büchern

Ein Kritiker aus dem achtzehnten Jahrhundert

Don B. Wülcker



ritiker und Dichter haben sich in den letzten zwei Jahren gründlich gegeneinander ausgesprochen. Hin und her wogte die Flut von Artikeln, von Schriften und Gegenschriften über die Verfeuchung, die Verrohung, die Gehässigkeit und die Zerstörungswut der Kritik, über ihre Souveränität, ihre ehrlichen, vom literarischen Völkerrecht anerkannten Waffen. Und auf dem Kriegspfad der Streitenden sproßten zarte Redebblumen, als da sind: „kriechendes lästerzüngiges Gelichter, feuchtfingrige Wegweiser zum Übermenschen, wüste Neuntöter, Klein-geziefer, Stechfliegen-geschlecht, auf Rahtkraß hinarbeitende Schädlinge.“

Außer solchen mit Vorliebe der Insekten- und Vogelwelt entnommenen Ehrentiteln und einigen neuen Wortbildungen wie „Ortsmilieu, ohrfeigenhaft, Schimpfkunst, Schimpfbold“ ist nicht viel Neues bei dem Streit herausgekommen. Von jeher haben sich die Kritiker das Recht zugesprochen, ihren Ton nach Befinden zu wählen, und ebensolange haben sich die Dichter in Scherz und Ernst gegen die Urteile der ungebetnen Richter aufgelehnt.

Leser oder Kritiker? fragt Boß, und er antwortet:

Mein Lieb gefällt, was Meister Feil auch spreche.  
Für Gäste kocht' ich zu, was kümmern mich die Köche!

Goethe sagt kurz und bündig:

Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent —

und in Mörikes „Abschied“ wird der Rezensent, der Abends „unangeklopft“ eintritt und des Dichters Nase kritisch beleuchtet, frohen Sinns die Treppe hinunter geworfen. Da war doch der Pastor Lange in Laublingen seinerzeit glimpflicher gegen den Kritiker, der seine Oden getadelt hatte; er wollte ihm für seine kindische Arbeit, äußerste Schwäche und Ignoranz, niederträchtige Gefinnung, Mangel an Belesenheit und an Liebe zur Wahrheit nur einige sanfte warnende Schläge auf die Finger geben. Der Kritiker hieß G. E. Lessing.

Man hat gesagt, daß die Kritik unsrer Zeit verroht sei. Wenn man freilich jedem, der zur billigen Verköstigung der Abonnenten einen harmlosen Dilettanten in die Pfanne haut und ein Bändchen Verse zu pikantem Salat zerpfückt, jedem, der seine persönlichen Gegnerschaften in die Spalten der Zeitschriften hineinträgt, die Ehre antun will, ihn zu den Vertretern der Kritik zu rechnen, dann mag man die Kritik wohl verroht nennen.

War sie früher gestitteter? Die Polemit, die Faust und Werther hervorriefen, die Traveastien der klassischen Dramen lassen fast daran zweifeln. Jedenfalls war sie produktiver. Es sind jetzt fünfzig Jahre her, daß Eichrodt seine „Lyrischen Karikaturen“ dichtete. Das kleine Büchlein mit seinem feinen unaufdringlichen Humor wird wenig mehr gelesen, nur sein wackerer „Biedermaier“ lebt noch fort. Seitdem ist außer „Der Tragödie Faust drittem Teil“ von Vischer und Mauthners zwei Novellenbändchen „Nach berühmten Mustern“ (die wohl nach dem berühmten Muster von Bret Hartes Condensed Novels gearbeitet sind) von Parodien wenig zutage gekommen. Heute sagt der Kritiker: Messieurs, je siffle bien, mais je ne chante pas. Aber vordem fehlte es im deutschen Dichterwald nicht an lustigen Spottdroffeln, deren übermütigen Liedlein man oft lieber zuhörte als den Weisen der verspotteten Sänger. Die schwungvollen Parabasen der Verhängnisvollen Gabel zitiert mancher, der von den parodierten Schicksalsdramen nie eine Zeile gelesen hat, Platens Romantischer Ödipus bewahrt Immermanns Trauerspiele vor der Vergessenheit. Hauffs „Mann im Mond,“ das Spiegelbild der Clarenschen Romane, wurde, besonders in Süddeutschland, noch gelesen, als den naiven Mimilis niemand mehr nachfragte. Und wer auf Erden wüßte noch etwas von Ernst Philippi und von dem Magister Sivers, hätte nicht die satirische Kritik ihre Namen der Nachwelt überliefert.

\* \* \*

Es war zu der Zeit, als die deutsche Literatur unter der Herrschaft Gottscheds stand, als in der Kirche Pietisten und Orthodoxe einander befehdeten, da predigten in Lübeck zwei junge Gottesgelehrte, der rev. cand. Bachmeister und Herr Magister Sivers, des Kantors ehrgeiziger Sohn. Der war eben von der Universität nach Hause gekommen, hatte sein bißchen Schulweisheit noch hübsch beisammen und war nicht gewillt, das gelehrte Rüstzeug einrostet zu lassen. Er brachte seinen ganzen Schulsack mit auf die Kanzel, trug der Gemeinde allsonntäglich theologische Streitfragen vor und warnte die Spittelweibchen und Pfündnerinnen vom St. Annenkloster vor den gefährlichen Irrlehren der Gnostiker und Aphetarozeten, der Marcioniten und Euthychianer. Dabei hatte er wie Lessings „Junger Gelehrter“ mit zwanzig Jahren schon „hundert kleine Bücherchen“ geschrieben und sandte gewissenhaft jedes Wort, das er drucken ließ, allen gelehrten Gesellschaften zu.

Herr Lukas Bachmeister hatte seinen Sinn nicht auf so hohe Dinge gerichtet. Er wandelte durch die Straßen der alten Hansestadt mit niedergeschlagenen Augen und sittsamen Gebärden und war froh, wenn er aus Gottes Wort und einer alten Postille seine Predigt schlecht und recht zusammengetragen und sie bis zum Sonntag mühsam und fleißig auswendig gelernt hatte.

Wie mußten da die Lübecker erstaunen, als unter dem Namen dieses harmlosen, furchtsamen Sünglings eine scharfe Satire gegen seinen geistlichen Mitbruder zum Vorschein kam! Es war freilich nicht das erstemal, daß dem so übles widerfuhr. Zu seiner „Geschichte der Zerstörung Jerusalems“ waren

boshafte „Anmerkungen“ erschienen, von einem Ungenannten ganz in des Magisters Geist und Stil abgefaßt, und hatten trotz dem ernstesten Gegenstande viel zu lachen gegeben. Und als Sivers auf einem Stein aus dem Uferjand der Ostsee musikalische Noten zu entdecken gemeint hatte und diesen musikalischen Stein säuberlich in Kupfer stechen ließ und das Konterfei mit einem schönen lateinischen Begleitschreiben der Berliner Akademie zusandte, da hatte der Anonymus abermals eine Schrift wider ihn ausgehn lassen. „Vitrea fracta oder Schreiben an einen gelehrten Samojeden, betreffend die seltsamen und nachdenklichen Figuren auf einer gefrorenen Fenster-Scheibe,“ so hieß diese Satire, die unter dem Schein einer tief sinnigen Abhandlung über die Symbolik der Eisgebilde das Tun und Treiben des jungen Magisters als „nichtswürdig läppisch Zeug“ verspottete und ihm bittere Worte zu hören gab, nicht nur über seinen bunten Quark und sein barbarisches Küchenlatein, sondern mehr noch über seine dünkelfhafte Vielschreiberei und den Bombast seiner deutschen Verse. Und jetzt war die Satire erschienen, die auf ihrem Titelblatt den Namen Backmeisters trug, und darin bekannte sich der Verfasser auch zu den gottlosen „Anmerkungen,“ die Sivers auf öffentlicher Kanzel verflucht und samt ihrem Autor, Drucker und Verleger in den Abgrund der Hölle verdammt hatte. Aber keine Seele in Lübeck wollte Backmeister eine solche Schalkheit zutrauen. Offenbar hatte der böse Anonymus den schüchternen, überhüßlichen Jüngling fälschlich vorgeschoben, damit aus so einfältigem Munde der lustige Spott noch lustiger klinge.

Wer aber war es, der sich in übermütigem Versteckspiel unter der Maske des blöden Kandidaten verbarg und gemütsruhig sagte: „Da es meine Absicht gar nicht war, dem Herrn Mag. Sivers meinen rechten Namen zu sagen, so borgte ich so lange einen fremden“? Es war der erste deutsche Kritiker, der „das allgemeine Recht der Menschen zu kritisiren vollkommen bewiesen hat,“ der große Stilist, in dessen Schriften die deutsche Prosa nach langer trauriger Verkümmernng zum erstenmal wieder aufblühte, Christian Ludwig Viscow.

Viscows „Samlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften“ erschien im Jahre 1739, ein stattlicher, schön gedruckter Oktavband von etwa tausend Seiten. In der Vorrede erteilt Viscow den Satiren seinen väterlichen Segen und will sich nun um ihr Schicksal nicht weiter bekümmern. „Sie haben schon Gutes und Böses erfahren, und es kan ihnen nicht viel ärger ergehen, als es ihnen ergangen ist, da sie das erste mahl in der Welt erschienen. Wenigstens werden sie, allem Ansehen nach, nicht mehr so vielen ungleichen Urtheilen unterworfen sein als ehemahls.“

Darin hatte sich Viscow getäuscht. Seine Schriften mußten zu allen Zeiten ungleiche Urtheile über sich ergehen lassen. Er hat begeisterte Lobredner und absprechende Tadler gefunden, er ist vergessen und wieder entdeckt worden. Gervinus, Scherer, Wilmar sind einstimmig in der Anerkennung seiner unabhängigen Gesinnung, seines Muts, seiner männlichen Würde und Gediegenheit — Hettner wirft ihm vor, er habe sich zu kriechender Niedrigkeit entwürdigt. Julian Schmidt ist seines Lobes voll: felten oder nie wieder hat

der deutsche Humor solche Anmut und Zierlichkeit der Form erreicht — für Wilhelm Wackernagel sind die „Meisterstücke von Witz und Laune“ nur langweilige Pasquille. Viscow's Zeitgenossen nannten ihn den deutschen Swift, Bodmer hat ihn besungen, in Leipzig wurde er Goethe „als ein vorzüglicher Satiriker gepriesen und anempfohlen“ — aber Goethe „konnte in seinen Schriften nichts erkennen, als daß er das alberne albern gefunden habe.“ Kant las die Satiren mit Vergnügen, Moses Mendelssohn hatte „keinen sonderlichen Geschmack an unserm Viscow,“ Johannes von Müller hat „einen witzigern Mann nie unter einer Nation gefunden als diesen, den die seinige vergißt.“

Man hat nach den Ursachen dieses Vergessens gefragt und verschiedene Erklärungen dafür gegeben. Die einfachste und natürlichste Erklärung gibt Viscow selbst: „Ich weiß, daß satyrische Schriften, die wieder eine gewisse Person gerichtet sind, nur eine kurze Zeit gesucht werden. Man hat ihrer bald satt; und wer einen Ruhm suchet, der dauern soll, und seinen Namen unsterblich machen will, der muß seine Sachen ganz anders anfangen als ich. — Es soll mir gleich viel seyn, ob die Nachwelt sich noch an meinen Schriften ergetzet. Die Unsterblichkeit suche ich nicht. Ich will lieber

Un buffet bien garni pendant cent ans de vie  
Que mille autels après ma mort.“

Das wohlbesetzte Büfett ist ihm nicht immer beschieden gewesen. Als er in Paris für die Wiederherstellung des abgesetzten Herzogs Karl Leopold von Schwerin tätig war, ließ es ihm der Herzog an den nötigsten Geldmitteln fehlen; als er später in kursächsische Dienste trat, Kriegsrat und Sekretär des Grafen Brühl wurde und das Unglück hatte, den allmächtigen Minister zu beleidigen, hat er vier Wintermonate lang im Amtsarresthaus zu Dresden schmale Gefangenenkost essen müssen. Und fast schien es, als sollte auch sein Ruhm nicht dauern. Über sein Leben war so wenig bekannt, daß Goethe schrieb: „seine Laufbahn war kurz, er starb gar bald, verschollen als ein unruhiger, unregelmäßiger Jüngling.“ Viscow ist mit sechzig Jahren auf seinem Gute Berg bei Eilenburg gestorben (1761), hat Frau und Kinder hinterlassen, und als er die literarische Laufbahn betrat, hatte er schon das dreißigste Jahr überschritten. Diese Laufbahn war allerdings kurz, sie umfaßt nur wenig Jahre. Den Satiren gegen Sivers folgten rasch nacheinander die Schriften gegen Philippi, die „Nothwendigkeit der elenden Scribenten“ und die Epistel über Manzels „Recht der Natur.“ Eine andre Epistel, die Viscow's Namen trägt: „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit“ wurde erst vierzig Jahre nach seinem Tode herausgegeben, und es war lange zweifelhaft, ob er wirklich der Verfasser sei. Ich will hier auf die beiden Episteln nicht eingehn, sie sind oft genug besprochen und in Auszügen mitgeteilt worden.

Die Satire, „die unter allen Schriften den besten Abgang gehabt hat,“ „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten“ richtet sich gegen „die überhand nehmende Schmierfucht der albernen Schreiber, die lästigen Schwärme des gelehrten Ungeziefers.“

Die literarische Überproduktion, die vile der gschriff und der truckeri, hat schon Sebastian Brant beklagt. Er hätte nichts dagegen, wan man vil bücher wurff inns für. Und lange ehe es Karl Moor vor seinem tinten= fleckenden Säkulum ekelte, hatte schon Leibniz gemeint, die immer wachsende greuliche Menge der Bücher könnte den Menschen die Wissenschaft verleiden. \*) Viscow, der alles ironisch faßt, kleidet seine Verachtung der „unerträglichen Schmierer“ in ironisches Lob. Er läßt einen Vertreter der elenden Scribenten eine Lob- und Verteidigungsrede seiner Sippe halten und darin auch den ergötzlichen Beweis führen, daß ohne diese mächtige Brüderschaft das Buch= druckergewerbe nicht bestehn könne.

Ich frage, ob die Buch=Handlung und Druckerey nicht ehrliche und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind, die verdienen, daß man ihnen alles gutes gönne? Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buch= Führer und Buch=Drucker wohl anfangen wolten, wenn keine elenden Scribenten in der Welt wären? Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buch=Handlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von 10 Jahren her und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan und nach einer genauen Ausrechnung gefunden, daß ein Jahr ins andere gerechnet ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele?

Unsere, [der elenden Scribenten,] Schriften finden allemahl einen Verleger, Käufer und Leser. [Sie] sind so beschaffen, daß sie dem Böbel nothwendig gefallen müssen. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Borurtheilen. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daß wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen urtheilen, die wir nicht verstehen. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir schreiben drauf loß und lehren uns an nichts. Ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zweck nöthig achtet, haben wir uns zehumal in Kupfer stechen lassen und den besten Platz in den Buch=Läden eingenommen. Unser Styl ist auch bei seiner natürlichen Scheußlichkeit schön. Er ist wie die Möpse speciosus ex horrido.

Aus den „Elenden Scribenten“ (darin sich auch das sehr modern klingende Wort „Ueberforscher“ [für Metaphysiker] findet, \*\*) kann man erfahren, welcher Art die Bücher waren, die vor zweihundert Jahren am meisten gelesen wurden: „Man frage nur die Buch=Händler, ob nicht die Postillen, Romane, Brief=Steller, poetische Hand=Bücher und Trichter, Reim=Register, Notariat Künste, Complimentir=Büchlein, der Eulenspiegel den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Uhsens

\*) Leibniz und Viscow begegnen sich hier fast wörtlich: Je crains qu' . . on ne se dégoûte des sciences . . et que par un désespoir fatal les hommes ne retombent dans la barbarie. A quoi cette horrible masse de livres qui va toujours augmentant pourrait contribuer beaucoup, schreibt Leibniz in den *Préceptes pour avancer les Sciences* (handschriftlich, zuerst herausgegeben 1840), und Viscow sagt: Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist ebenso geschickt, eine Barbarey einzuführen als ein Schwarm von Ost- und West=Gothen.

\*\*) Die Ueberforscher sagen: die Ordnung sey die Uebereinstimmung des Mannigfaltigen (S. 545).

wohl-informirter Redner ist wenigstens neunmal aufgeleget, Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt."

Aber diese Satire handelt noch von ganz andern Dingen als von Feder, Tinte und Papier. „Parva est sapientia qua regitur mundus — Gering ist die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird“ —, dieser Satz zieht sich durch die Schrift hin und wird dargetan an Staat und Kirche, an Konzilien und Kirchenvätern, an „denjenigen, welche am Ruder sitzen, Völker regieren, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drehfeln, Rezepte verschreiben,“ an dem Beifall der Menge, an dem Wort, daß Volkessstimme Gottesstimme sei. Politische Glaubenssätze, die heute noch gläubig nachgesprochen werden, sind für Liscow „abgedroschne Grillen,“ kaum der Widerlegung wert; Eigentum ist eine Erfindung der Not und des Geizes, von den künstlichen Kompromissen des philosophischen Christentums will er so wenig wissen wie von dem engen Gottesbegriff der Orthodoxen.

All das ist zwischen breite literarische Auseinandersetzungen eingestreut und gleichsam versteckt, sodas ein flüchtiges Auge wohl darüber hinauslesen mag, und die Kühnheit der Meinungen steht in seltsamem Gegensatz zu der ruhigen Heiterkeit der Sprache. Liscow spricht seine Ansichten aus, gleichmütig und ohne sich zu ereifern, mit der gelassenen Ruhe, zu der andre erst gelangen, wenn sie von der stillen Höhe des Alters herab auf die Irrgänge und Zickzackwege des Lebens zurückschauen. Seine überlegne Ironie ist der natürliche Ausdruck seiner Denkart.

Aber kläglich ist es anzusehen, wenn seine Gegner, die er leider immer unter den Schwachen wählte, versuchen, seine Waffe zu führen. Dann kennt er kein Erbarmen. „Warum gab er sich mit mir ins Spotten? Warum wagte er sich in die Ironie, eine Figur, die ihm zu hoch war? Er empfieng, was seine Thaten werth waren.“

So erging es Philippi, dessen Name durch Liscows Satiren zu trauriger Berühmtheit gelangte. Philippi war in Merseburg Advokat gewesen, aber seine Prozeßführung hatte ihm wenig andres eingebracht als gerichtliche Verweise und Geldstrafen „vor die gebrauchten Injurien.“ „Er begab sich aus Verzweiflung nach Halle und wurde dort Professor der deutschen Beredsamkeit.“ Wenn die Verzweiflung Philippi zu nichts schlimmerm führte, so mochte er ja noch von Glück sagen. Mit mehr Grund hätte wohl die deutsche Beredsamkeit verzweifeln können, als ihren ersten öffentlichen Lehrstuhl dieser übel berufne Ignorant einnahm, dessen Unwissenheit durch die klägliche Unbeholfenheit, den mühseligen Schwulst seines Stils noch übertroffen wurde. „Allein es hatte niemand das Herz, mit dem Hrn. Prof. Philippi anzubinden. Man fürchtete sich vor dessen Vater, der im Ober-Consistorio zu Dresden viele Freunde hatte, und er blieb eine gute Zeit in der süßen Einbildung, die er von der Größe seiner Verdienste hatte, ungestört. Aber gewisse Leute in Sachsen ersuchten mich inständig, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir seine Sechs deutsche Reden, und ich muß bekennen, daß ich über diese Proben der heroischen Beredsamkeit des Hrn. Prof. Philippi erstaunte. Siehe! sprach ich, hier ist mehr als Sivers, und ver-

fertigte meine Lobrede, der ich den Titel Briontes der jüngere gab. Wer der Verfasser dieser Satyre sey, das konnte der Herr Prof. Philippi unmöglich erraten, und der Herr Prof. Gottsched hatte das Unglück, daß der stärkste Verdacht auf ihn fiel."

Gottsched beteuerte seine Unschuld. Er wußte freilich am besten, wie die Satire zustande gekommen war, aber er hat sich niemals gern die Finger verbrannt und fand immer einen Beherztern, der ihm die knisternden Kastanien aus dem Feuer holte. Und mit Behagen sah man in Leipzig der grimmen Fehde zu, die jetzt ausbrach und dem streitbaren Lehrer der jungen Nachbaruniversität Niederlage auf Niederlage brachte. Gottsched hatte sich vergeblich um die neugegründete Professur in Halle bemüht; ihm mag es besonders gefallen haben, wenn Viscow dem „Bekenner der Wohlredensheit“ die Sünden gegen Sprache und Logik vorhielt, wenn er den Historiker, der nie auf die Quellen zurückging und nur seinen nächsten Vorgänger ausschrieb, in ironischer Lobrede verhöhnte: „Daß Du Deinen Hübner so wohl inne hast und dich, wenn es auf die Historie ankömmt, nicht mit den abgenügten Lumpen alter Tröster behängest, sondern auch die ältesten Geschichten mit den neuesten und frischesten Urkunden belegest! — Wie erquicket uns nicht die unerhörte Etymologie des Wortes Spittal; da du meinst, Spittal solle wohl seinem Ursprung nach so viel heißen als: Speist alle.“

Diese kindliche Worterklärung möchte man Philippi noch am ersten zugute halten, denn die Etymologie erging sich damals auf dem weiten Felde willkürlicher Vermutungen, das vordem der Genealogie\*) zum Tummelplatz gedient hatte. Aber Viscow hatte es nicht nur mit Schulschneidern und Plagiaten zu tun, sein bitterster Hohn galt Philippis elender Servilität, dem sinnlos untertänigen Schwulst der „Heldengedichte“ und öffentlichen Reden. Zwei Jahre wütete der Federkrieg, in dem alle Mittel galten. Philippi rühmt sich, daß er „die strafwürdigen Ausdrücke und anzügliche Beredsamkeit wider die hohen Ministros, deren Hulde er seine erhaltene Profeseion zu danken, höheren Ortes berichtet,“ und denunziert seinen Gegner bei geistlichen und weltlichen Behörden. Und Viscow's Kampfweise ist die eines übermütigen Raubritters. Was ihm von der Habe des andern in die Hände fällt, ist gute Beute. Da ergeht nicht, wie ein halbes Jahrhundert später von Wolfenbüttel nach Hamburg, eine kühne Ritterliche Absage — aus heimlichem Hinterhalt wird der Wehrlose überfallen. Wehe dem Manuskript Philippis, das bescheiden seine Straße zog, um an den verschlossenen Pforten der Verleger Einlaß und Unterkunft zu begehren — mehr als einmal haben Viscow's Gefellen so ein armseliges Werklein aufgegriffen

\*) Die Genealogie blühte besonders im siebzehnten Jahrhundert, wo in Deutschland wie anderwärts mitunter die ungeheuerlichsten Geschlechtsregister aufgestellt wurden. Mit wem es der gelehrte Historiograph besonders gut meinte, dem gab er alle römischen, trojanischen und biblischen Notabilitäten, die ihm gerade einfielen, zu Ahnherren, er saufte mit seiner Ahnentafel über Stock und Stein durch die Jahrtausende, bis er die abenteuerliche Fahrt im Garten des Paradieses zu Ende brachte und das erste Menschenpaar als älteste Ahnen seines Schutzbefohlenen ansprach. So beginnt eine Stammtafel Karls des Fünften mit dem unbefreitbaren Ahnwater Adam, „geschaffen im Jahre 1 am Freitag.“ (Sandoval, Historia del Emperador Carlos Quintos.)

und es seinem Widersacher ausgeliefert. Der versteht es mit Vorrede und Nachwort, gibt ihm einen neuen Titel und befördert es, also glossiert und parodiert, zum Druck. Jetzt tun die Verleger gern Tür und Tore auf, und das arme Nachwerk muß verstümmelt und von grausamen Händen aufgepußt an die Öffentlichkeit treten. Der ihm aber die Schmach angetan hat, bleibt im Dunkel der Anonymität, und der unglückliche Verfasser schlägt blind um sich und trifft solche, die ihm nie ein Leid zugefügt haben. „Ein großmütiger Löwe,“ so hat ein Zeitgenosse Biscows ihn genannt, und als Philippi durch eine Kette widriger Umstände seine Professur verlor, hat ihn ja auch Biscow unterstützt. Aber solange er Philippi gegenüberstand, wußte er nichts von Großmut und kannte nur das harte Recht des Stärkern.

Und endlich verdroß es ihn, daß der vielfach Besiegte sich noch so trotzig gebärdete, und er „beschloß, ihm den Rest zu geben.“

(Schluß folgt)



## Smyrna

### Ein Reiseziel auf der Orientfahrt



er Orient ist uns heute näher gerückt als Rom noch zu Cornelius Zeiten. Die Eisenbahn über Belgrad nach Stambul ist gar nicht einmal der bequemste Weg. Wer sorglos nach Ägypten, Palästina, Syrien, Kleinasien, Konstantinopel, Athen reisen, wer zugleich die Annehmlichkeiten einer Seefahrt auf dem Mittelmeer genießen will, der mache eine Orientfahrt der Hamburger oder der Bremer Schnelldampfer mit. Will er gründlich die Zauberwelt studieren, wo aus dem Ruinenschutt der ältesten Kulturen endlich wieder neues Leben, hervorgerufen durch den Verkehr unsrer Zeit, spricht, so muß er es natürlich anders anfangen. Aber vielleicht schmachtet er in den Ketten der Berufsarbeit und freut sich, wenn er die Ziele so mancher sehnsüchtigen Träume wenigstens in eiligem Fluge einmal sehen kann. Er wird ehrfürchtig an den Pyramiden, den stummen Zeugen einer sechstausendjährigen Kultur, weilen und mit Staunen die wieder gehobnen Schätze altägyptischer Kunst im Museum zu Kairo bewundern. Er wird in der Grabeskirche zu Jerusalem gepackt sein von der naiven Inbrunst, mit der dort Scharen von Gläubigen einen uralten Kultus fortsetzen. Er wird, an den verschlafnen Städtchen der phönizischen Küste vorbeifahrend, der Zeit gedenken, wo hier der Welthandel seinen Hauptsitz hatte, und auf der „geraden Straße“ von Damaskus des Apostels gedenken, der von hier aus die Welt revolutioniert hat. An Kleasiens Küsten und zwischen den Inseln entlang fahrend wird er mit Trauer den tiefen und zunächst unheilbaren Verfall gewahren, den die Landeskultur hier mehr noch durch die vollständige Entwaldung als durch das Türkenregiment erlitten hat. Die Vertilgung des Baum-